

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 65.

Freitag, 17. März.

1916.

(11. Fortsetzung.)

Sintje.

(Nachdruck verboten.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Mara Schraff.

„Wenn ich dir aber nun morgen abend wieder Orangen abkaufen möchte?“

„Dann om ich morgen wieder zu dieser Zeit hier am Blazel!“

„Gut, dann also auf Wiedersehen, kleine Gere.“

„Auf morgen, Rossien, und schönen Dank.“

Bergnügt steckte Sintje das Silberstück ein, er wollte es nicht gewechselt haben, der großmütige Herr. Kein Wunder, daß er so nobel war, wo er ja eine so auffallende Ähnlichkeit hatte mit dem vornehmen, edlen, guten Herrn, den sie lieb gehabt hatte.

Nun konnte sie heim zur Großmutter, nun stimmte ihre Kasse mit emmental. Und morgen abend würde sie wieder ein profitliches Geschäft abschließen mit diesem neuen spendablen Kunden — und würde die liebe Stimme wieder hören, Jans Stimme!

Abend für Abend trafen sich die beiden jetzt an derselben Stelle. Sie gingen ein immer längeres Stück Wegs miteinander. Auf Sintje läste die wohlthuende Stimme des Fremden immer noch denselben Zauber aus. Aber ein Fremder war er ihr ja nicht mehr; er kannte ihr ganzes bisheriges Leben, all ihr Denken, Trachten, Hoffen, wußte, daß sie Sintje d'el Trap hieß und im Pouchenellefeller der Windengasse zu Hause war. Und sie wußte auch viel von ihm: sie wußte, daß er René mit Vornamen hieß und ein feiner, reicher, freundlicher Herr war, der sie, die magere, unausgeglichene Kellerratte, hübsch und liebenswert fand.

Es herrschte laute Aufregung im Pouchenellefeller. Sintje war am Morgen ohne ihren Orangenkorb fortgewandert und nicht mehr zurückgekommen. Auf dem Lager der Großmutter ober hatte ein Zettel gelegen, mit ungelassenen großen Buchstaben beschrieben:

„Sorget Euch nicht um mich, ich werde es fortan schön und gut haben.“

Die Gere war mit dem Zettel in Domkes Zimmer gegangen und hatte ihn da höhnisch auf den Tisch geworfen.

Und Ruppenonkelfchen hatte über dem Besen die Farbe gewechselt und sich dann langsam aufgerichtet.

„Ich werde gehen und sie suchen und wieder heim bringen“, hatte er gesagt.

Da hatte die Gere ihn schallend ausgelacht.

„Sie suchen in der großen Stadt? Und wenn du sie auch fändest, meinst du denn, sie würde dir gehorsam nach Hause folgen wie ein entlaufenes Hündlein? Die sieht dich nicht an, die kennt dich nicht mehr, die stolze Dirne, die lacht dir ins Gesicht! Die hat sich einem Reichen verkauft, da kannst du Gift drauf nehmen, sie ist eine d'el Trap! Und mich geht sie künftig nichts mehr an, ich kenne diese ehrlose Dirne nicht länger, sie ist nicht von meinem Blut. Daß sie laufen, rat ich dir!“

Aber Domke ging still hinaus, denn er dachte anders als die harte Frau.

Und wie am Abend die Vorstellung der Marionetten über die Bühne gehen sollte im Pouchenellefeller,

war Domke noch nicht zurück von seiner Wanderung durch Brüssels lange Straßen. Nach einer gefühlvollen, entschuldigenden Ansprache Papa Loones erhielten die Komödienbesucher ihren Cent herausbezahlt. Sie drängten sich aber gutmütig alle in die Schenke, um bei einem Glase gemüthlich die Neuigkeit vom geheimnisvollen Verschwinden der kleinen Kellerratte zu besprechen. Und Papa Loone machte an diesem Abend noch erwartungsvoll gute Geschäfte.

Es sind keine Blumen mehr auf der Grande Place und keine Wänschen mehr im Innern der Stadt zu sehen. Blumen und Menschen sind ausgewandert nach den breiten, stolzen, baumbestandenen Boulevards, die als grüner Gürtel das alte Brüssel umziehen. Hier stehen die Menschen gedrängt, Kopf an Kopf, mit geradem Hals und schaulustigen Augen. Nur der breite Fahrradweg ist frei gehalten. Auf ihm tummeln sich die Blumen, alle Blumen der Grande Place, alle Blumen aus Brüssels gartenreichen Vororten, Blumen weit hergereist aus südlichen Ländern, Blumen in schwallen Treibhäusern erblüht, schlichte Wald- und Feldblumen. Da drehen sie sich, bunt wie Feuerwerk, in unablässigen Kreisen: das sind die Fahrräder. Nun kommen die Wagen. Länger noch reden sich die Gasse, denn die Wagen, die sind das Schönste des Blumenkorso. Da ziehen schwankende Rosenkarren vorüber, mahdüberwucherte Strohhütten, bunte Chrysanthementempel, Muscheln aus weißen Porzellan gewoben, Baldachine von Schleiern blauer Syriagen überhängt, und unter den Blumendächern und in den Karren Menschenblüten, Kinder und Frauen, zum großen Teil schön und lieblich wie die Blumen, die sie umkränzen. Und zwischen den reichen Märchenwagen raffen naive Bauernfuhrwerke, vollgesteckt mit ganzen Familien, als einzigen Schmuck einen dicken Blumenstrauch an den Laternen. Die rufen vergnügtes Gelächter nach in den Reihen der Schaulustigen, besonders unter den Marolliens. Denn die Marolliens sind auch gekommen, die Blumen, die sie besser aus den Können ihrer elenden Gassen als aus der Wirklichkeit kennen, anzustarren. Die Marolliens schauen sich trunken an dieser duftenden Blumenorgie.

Sie geben ihrer Bewunderung in ungenierten Augen Ausdruck.

„Ah, da seht her! Und was dort hinten kommt! Ah, die großen, roten Rosen! Und jetzt! Der weiße Wagen, der hat den ersten Preis! Seht doch!“ Sie reden sich auf den Beinen in die Gasse, um den preisgekrönten, weißen Jeunesses besser zu sehen. Der ist der schönste! Der hat den Preis verdient!

Ein langschweifiger, mildschmeckender Araber, von einem behäugelten Amur, einem schlanken, zierlichen, blonden Knaben geritten, zieht voll tänzelnder Grazie einen ganzen Wald sich wiegender Orchideen daher. Die farnefarbenen Blütenbalden beben und schwanken in der blauen Sommerluft, die goldene Juniflorne lugt flüsternd hinein in diesen glitzernden Blütenwald. Aus

Ihm hervor schaut ein pikantes, blasses Mädchengesicht mit übergroßen, schwarzen Augen, die schmalen Wangen umrahmt von rötlichen Haar, selbst eine fremdartige Blüte, die es wohl kaum mehr weiß, daß sie in dem düsteren Keller erblüht ist und Fintje heißt. Sie fährt spazieren in Blumen gebettet in einem Märchenland, selbst die schönste der Märchenprinzessinnen. In einem wunderbaren Traume fährt sie dahin. Hochmütig gleiten ihre Blicke über die Menge der Zuschauer, die nur kaskaden, um sie anzustarren. Wie sie gaffen und die Mäße reden! Plötzlich aber leitet ein Schatten, ein jähes Erschrecken über das Gesicht der stolzen Blumenkönigin. Der da in der vordersten Reihe steht, schmächtig und armselig und traurig, das ist Camille, sie erkennt ihn sofort. Was braucht er sich ihr in den Weg zu stellen auf ihrem traumeligen Triumphzug durch das schöne Wunderland? Fintjes Augen sehen über ihn hinweg wie über einen Fremden, langsam wendet sie den Kopf nach der anderen Seite. Bleicher noch als ihre Blumen sieht sie jetzt da, und manche von denen, an denen sie vorüberfährt, fragen einander: „Wer mag doch diese pikante Kleine sein?“

Der preisgekrönte Orchideenwagen machte Sensation. Nicht hinter ihm, so daß der Kopf seines Fuchses die überhängenden Blüten berührte, kutschte auf seinem esenüberhängten Sig der eitle, hübsche René, der glückliche Komponist dieser vielbewunderten Blumenfonsionie.

* * *

Sie fuhren in den „Bois de la Cambre“. Fintje hatte sich das längst schon gewünscht, an einem warmen Sommerabend wie heute nach dem herrlichen Lustwald zu fahren. Wohl ist sie an Sonntagnachmittagen schon dort gewesen, bei „Mordor Lambic“ ist sie mit Camille und Papa Doone und anderen Marolliens eingefehrt, in der „Caiterie“ aber, in dem vornehmen Restaurant mitten im Walde, wo René sie hinfahren will, war sie noch nie.

Der Bois de la Cambre zeigt an solchen Wochenabenden ein reservierteres, vornehmeres Gesicht als an den plebejischen Sonntagnachmittagen. Still und feierlich stehen die alten Nierenbäume zu beiden Seiten der breiten, gepflegten Wege.

Eine lichtumgürtete Finsel lag die Caiterie in dem nachtdunklen Walde. Geblendet starrte Fintje die langen Lampenketten an, die sich in geschwungenen Linien unter den hohen Bäumen hinreichten und sich fern in den schweigenden Wald verloren. Im näheren Umkreis des Restaurationsgebäudes aber war helles, fröhliches Leben. Brüssels beau monde gab sich hier Rendez-vous. An den unzähligen kleinen runden Tischen, die in engem Gewühl die alten Waldbäume umstanden, war kein Platz unbesetzt.

René aber hatte sich einen Tisch reservieren lassen, keinen der ungedeckten, gläserbestandenen Tische, an denen die Familienväter und ihre unverheirateten, ehrbaren Töchter saßen und bescheiden ihre kühle Limonade tranken, nein, einen Tisch auf der großen Terrasse, wo es bunter und traulicher aussah als hier unten.

O, es war schön auf der Terrasse, zauberhaft schön in Fintjes Augen. Da standen zwischen verbergenden Pflanzengruppen die weißgedeckten, mit silbernen Geräten und blumenbesetzten Service bestellten Tische. Jeden schmückte ein bunt umschirmtes Licht und ein Reichglas mit wenigen leuchtenden, duftenden Blumen. Die blauen, roten, gelben Lampen warfen ihren verklärten Schimmer auf die von üppigem Haar umrahmten rosigen Frauengesichter.

Auch Fintje saß an einem der weißgedeckten Tische, auch ihr schmales Gesicht wurde von der Glut ihrer roten Tischlampe überflutet, auch sie hatte Blumen vor sich stehen, deren betäubender Duft ihr zu Kopfe stieg. Wie die anderen Damen hier oben steckte auch sie in einer eleganten Toilette, und ein großer Kleidamer Gut überhaute ihre Haar und ihre Stirn, und aus diesem Schatten leuchteten ihre übergroßen Augen doppelt geheimnisvoll hervor. Sie konnte sich vor all den schönen, reichen Menschen sehen lassen, keiner sah ihr die ge-

wesene Kellerratte an. Der feine René brauchte sich ihrer nicht zu schämen, auch vor seinen vornehmen abligen Freunden nicht. Er ließ Champagner kommen. Fintje sah in freudiger Aufregung zu, wie der kostbare goldene Wein in den Sekelbechern schäumte. Verstohlen schaute sie sich um. Ja, die anderen Damen hatten auch Champagner vor sich stehen. Vorsichtig nippte sie an dem unbekannten Getränk. René's Augen beobachteten sie in lächelndem Interesse.

„Nun, Josephine, behagt dir der Wein? Nur mutig getrunken!“

Lachend gehorchte sie. Josephine hieß sie jetzt, Fintje war nicht mehr vornehm genug für sie. Natürlich nicht, so wie sie jetzt aussah! Es tat ihr leid, daß nicht große Spiegel vom Himmel herunterhängen, in denen sie sich sehen konnte in ihrem weißen Kleid und dem großen kostbaren Gut.

Das gute Essen schmückte der kleinen Kellerratte, ebenso der Champagner. Zu sprechen mußte sie nicht viel, René verlangte das auch nicht, er hatte es lieber, wenn sie ihm zuhörte. Sie tat das auch, wenigstens mit den Augen, die hörten ihm ansehend voll Andacht zu. Aber die logen. Fintje verstand immer weniger von dem, was er zu ihr sprach, sie hörte gar nicht darauf. Sie hörte nur noch auf die Musik. Denn die Musik ist das Schönste in diesem Märchenreich der Caiterie. Es sind Zigeuner, die hier in den warmen Sommernächten spielen. Fintje konnte den kleinen Musiktempel sehen, wo die Zigeunerkapelle spielte. Der Kapellmeister schwang seinen Taktstock, er spielte selbst die Geige, nur mit den Augen und den feinsten Schwingungen seines geschmeidigen Körpers dirigierte er die anderen.

Die Geigen der Zigeuner klangen und höhnten und kicherten. Solche Musik hatte Fintje noch niemals vernommen. In rasendem Laufe klangen die Töne unsichtbare Geigen hinauf, bis in den fernen, blaueschwarzen Nachthimmel hinein, und leise kamen sie wieder heruntergekröpft wie klare Tränen; sie fielen ins Herz hinein und machte es erschauern in unerklärlichem Weh. Und die Töne liegen wieder und jagten einander und hasteten sich ab und spielten Verstecken mit dem bebenden, silbern von der Erde her beleuchteten Baumwerk der Bäume, und sie erschütterten die Luft, daß ein geheimnisvolles Brausen entstand, das sich verbreitete und anschwoll und den ganzen Wald in Aufruhr brachte und die armen eingeschnürten Menschenherzen zu sprengen drohte.

Fintje atmete auf, tief auf, wie nach einem schweren Traum, als die Geigen der Zigeuner endlich schwiegen. Auch René war still geworden.

Von einem der benachbarten Tische kam ein Herr mit seiner Dame zu dem schweigenden Märchen herüber. Der Elegant war ein Freund René's. René gab viel auf das Urteil des jungen, schwerverschuldeten Duc. Der kniff sein Glas ins Auge und betrachtete aufmerksam die neue Erscheinung der Caiterieterrasse. Seine Begleiterin, eine auffallend gekleidete Dame mit schönen, ausdruckslosen Gesichtszügen, wie sie in Wachsfiguren-labnetten herumstehen, unterhielt sich mit René, während ihre Augen dabei unausgesetzt mit kritischem, mißgünstigem Blick auf Fintje ruhten, an die sie dann wie gelangweilt einige Worte richtete, auf die diese keine Antwort zu geben wußte. Der Duc aber klopfte seinem kürzerlichen Freund wohlwollend auf die Schulter und sagte halblaut: „Donnerwetter, René, hast du einen Dufel! Ich gratuliere. Wo hast du die seltene Perle nur aufgefischt? Die neiden wir dir alle, da hast du Ge-
schmack bewiesen, René!“

Bei dem Lob errötete René vor Vergnügen wie ein Mädchen.

Die beiden gingen nun wieder zu ihrem Tisch zurück, René aber schenkte Fintje von neuem ein, er lebte sich über den Tisch zu ihr hinüber und sah sie mit bewundernden, heißen Blicken an, als erlasse er jetzt erst ihren ganzen Wert. Wenn er sprach, klang seine Stimme so weich wie die eines Bittenden.

„Nimm, der Wagen ist vorgeschlagen, Josephine.“

„Schon?“ Bögernd erhob sich Tintje und warf einen bodauernden Blick über das zaubervolle Bild der Terrasse.

René bot ihr den Arm, um sie durch die langen Menschen- und Tischreihen zu dem Wagen zu führen. Alle Köpfe wandten sich dem aufbrechenden Paare zu. Tintje ging sehr aufrecht, den Kopf mit dem teuern Hut stolz zurückgeworfen. Ihre Augen flimmerten. Die kleine, weißbehandschuhte Hand krallte sich fest in René's Arm, ihr war ein wenig schwindlig von dem ungewohnten Genuß des Champagners, aber niemand konnte es ihr anmerken.

René kuschelte heute nicht. Bequem lehnte er neben Tintje in der leichten Vittoria.

Tintje sah sich fortgesetzt um nach den Lichtern der Batterie, die aus immer größerer Ferne wie bunte Leuchttäfer durch das Dunkel des Waldes schimmerten. Es war späte Nacht geworden. Ein köstlicher Duft stieg von der feuchten Erde und dem Laubwerk auf. Das Kind der schmutzigen, steinernen Gassen atmete mit gierigem Behagen den ozonreichen Waldesduft. Silbernen beleuchtete der Mond die breiten ebenen Wege, geräuschlos glitt der Wagen darüber hin.

„Laß uns noch nicht zum Bois hinausfahren, René, o bitte! Es ist so schön hier.“

Und René gab dem Kutcher Befehl, noch einmal rund um den See zu fahren.

Der Waldsee lag still und spiegelte alle Himmelssterne wieder, im Inselrestaurant war nur ein einziges Fenster erhellte, verschlafen lag es auf seiner buschbesetzten kleinen Insel. Die Bähre ruhte regungslos am Ufer.

Noch nie in ihrem Leben hatte Tintje eine Nacht im Walde erlebt.

Es war zuviel des Schönen für eine siebzehnjährige Marcellienne. Tintje lehnte den Kopf an René's Schulter und brach in Tränen aus.

„Was ist dir, Josephine?“

„So schön ist's, René! Die Welt ist gar so schön. Und du gibst mir das alles, du bist gut gegen mich wie der liebe Gott, René.“

(Fortsetzung folgt.)



Wenn eine Wolke Regen spenden soll,
Zeigt sie sich düster wie in finsternm Groll;
Hat sie jedoch erfüllt erst ihre Pflicht,
Dann wird ihr Antlitz heiter, klar und licht.
Indischer Spruch.

Wintersport in bayerischen Bergen.

Von Wilhelmine Reiche.

I.

Winterstimmung. — Im Fex-In-Zug. — Etwas über Benediktiner und Klosterstübel. — In Garmisch. — Am Riesersee. — Eisschießen und Eishafeln. — Wildfütterung. — Auf der „Aule-Alm“. — Auf Partenkirchs Sportplatz.

Jrgend ein Witzkopf hat das Wort geprägt, der heurige Januar habe sich in den April schießen lassen — und fast hätte er recht behalten —, blauer Himmel, grüne Triebe und Frühlingsblüten in allen Gärten —, dann aber Mitte Februar hat's mit Kälte und Schnee so mächtig eingeseht, daß allen Sportsfegen und -Feglein die Herzen im Leib lachten. Ski, Nodel und Schlittschuhe und die ganze „wallene Herrlichkeit“ war im Ru gerichtet, und die Frühzüge, die schon vor Tagesanbruch von München ins Gebirge gehen, dampfen nun alltäglich, brechend voll, aus dem Bahnhof; obenauf türmen sich Berge von Nodel und Bobs — außen über den Fenstern hängen an Hasen in schier unabsehbarer Reihe die Eisk den Zug entlang.

Aus allen Fenstern gucken frischfrohe Gesichter, denen man die Sportsbetätigung ansieht und „Eli-Heil!“ geht's hinüber und herüber, auch „bitte einschnelden“ wird als Geleitswort mitgegeben.

Der Hauptstrom der Münchener, insbesondere der Sonntagssportler, ergießt sich immer noch nach der Mitterwald-Jnnbruder Linie, umständlicher ist schon der Besuch von Schliersee-Bayerischzell mit Wendelstein und Rotwand. Wer ins Berdenselzer Land fährt, um sich von da mit der neuen elektrischen Bahn nach links und rechts ins Gebirge zu verlieren, dem steigt gleich hinter Murnau der erste Eisgad auf, ein blaues Stück Himmel sieht dahinter, ein wenig Sonne flimmert darauf. „Das ist das Ettaler Mandl mit dem spitzen Hut — der quasi — Güter der ersten Hochsportsstation. An seine Südseite schmiegt sich in fast 900 Meter Höhe das Dorf und die uralte Benediktinerabtei mit den Gebäuden einer Klosterschule (heut Bollgymnasium).“

Aus aschgrauer Vergangenheit stammt das Rezept, nach dem diese Benediktinermönche in besonderer Brenneret die weltbekannte grüne und gelbe Chartreuse brauen, zu denen die wundervolle Gebirgsflora das Geheimnis liefert. Eine mächtige Kupferkuppel deckt die Abtei — ein Kleinod des Rokoko —, die außer dem wunderartigen Muttergottesbild kostliche Deckengemälde von Knoller und wundervolle Skulpturen in Ettaler Marmor enthält.

Wer hier einer der stimmungsvollen Messen mit ihren prächtigen Farbeneindrücken beigewohnt, hat das Parzifalwunder erlebt; mächtig ist der Effekt des vom Hochaltar herabschwebenden Reiches, der elektrisch-automatisch an Stelle des Madonnenbildes erscheint. Hier mag Richard Wagner zur Zeit der Gönnerschaft Ludwigs II., vom nahen Linderhof aus den Anstoß zu seinem Lieblingswerk empfangen haben.

Künstler und Sportsleute wissen dies wunderbare Bergidyll wohl zu schätzen, außerdem ist in dem Klosterbräustübel nach fester Arbeit behaglich und gut ausruhen, um so mehr, als ein Postauto Ski und Nodel so bequem wieder zur Bahnstrecke bringt.

Nun geht's mit Wolldampf aufwärts nach Garmisch-Partenkirchen, und von da mit der wunderbar geführten neuen Hochgebirgsbahn nach Jnnbruck. Wer in Garmisch bereits vor Anker liegt und einen solchen Sportszug landen sieht, dem flimmert's in Wahrheit rot und grün vor den Augen, so frischfarbig quillt's da von Kapfen, Wämsern und Hosen aus allen Türen, denn in Rössen ins Gebirg zu fahren, hält die echte Sportlerin für ebenso unpraktisch wie geschmacklos, höchstens daß der „vervollständigende Teil“ für den Abend mitkommt. Jedenfalls ist es ein fester Anblick, die frische elastische Jugend beiderlei Geschlechts, den Ski geschultert, einträchtig zum Sportsplatz wandern zu sehen —, und wer da verurteilt, daß solch Vergnügen in der heurigen Zeit unnötig sei, der dürfte bedenken, daß durch den Sport Volksgesundheit und Kraft in erster Reihe gefördert wird.

Je nach Geschmack leitet der Strom vom Bahnhof nach Partenkirchens Ski- und Nodelplätzen oder den Garmisch'schen Schwerpunkt bildenden Hochgebirgsseen. Hier in der Nähe der großen Hotels entwickelt sich besonders in der Mittagsstunde immer noch der stärkste Betrieb. Trotz des Kriegs steht man gute Häuser, denn die nordischen Länder, Holland und die Schweiz, stellen immer noch ihr Kontingent, hinzugerechnet die zahlreichen Erholungsurlaubere, und vor allen Dingen die große Zahl der sporttreibenden Damen. Nach Tisch wird's dann gewöhnlich intensiv warm, so daß das Mittagschlässchen nebst Kaffee und Zigarette im Freien gehalten werden kann, Liegestühle für Leidende und Gesunde werden ans Eis gerückt, man macht sich's bequem, liest, plaudert und — flirtet —, nein, das Wort ist ausgemergelt, die angenehme Beschäftigung jedoch ist dieselbe geblieben. . . Dazu jobelt ein „Gramo-“ heitere Weisen über den See hin, und über dem allen steht die Wettersteinfirn so vorschrittmäßig blütenweiß auf blauem Himmel, wie man's nur immer von einer bayerischen Alm im Winter verlangen kann.

Trotzdem eben — Gott sei Dank! —, die Engländer auf den Sportsplätzen fehlen, ist das vormalige Eishockey und das bayerische Eisschießen auf allen Seen im Betrieb (letzteren Sport hat im Prämientenschießen mit Trachtenfest im Salzburgerischen Zell am See seine höchste Vollendung gefunden).

Auch für die Nichtspieler ist's amüsant, dem lustigen Schleudern dieser runden, mit Knöpfen versehenen Scheiben zuzusehen und die Geschicklichkeit zu beobachten, mit welcher diese dem fernen Ziel ausfliegen; jeder erreichte Punkt wird bezeichnet.

Aus der Kriegszeit.

Feldgottesdienst. Von Albert Fürtth aus Wiesbaden, zurzeit im Felde. (Zens. Mz.) Am Ausgang von B. während in die Stadt selbst Granate auf Granate hineingeschleudert wird, stehen wir da im Paradeanzug und warten auf den Feldgeistlichen. Wir sollen, ehe es zum Sturm geht, nochmals zu Gott dem Herrn beten, viele, ja sehr viele, zum letztenmal. Ich bin der Meiste und siehe am linken Flügel. Behn Schritte neben mir ein Kreuz; hier ruhen sieben brave böherische Infanteristen. Daneben ein anderes Grab — ein Brett steht in dem Erdreich mit den Worten „16 Franktireurs“. Nichtig, das war die laubere Bande, die aus dem Ginderhakt auf deutsche Soldaten schoß. Nun ja, die Schufte bekamen ihren Lohn, sie mußt'n sich ihr eigenes Grab budeln. „Wir treten zum Veten“ unterbrach mein Grüßeln. Und während die Russen spielte, fauften Granaten hin- und herüber. Die Predigt des Geistlichen nun war herrlich. Ich, der sehr atheistisch veranlagt war, der nie an etwas Höheres glauben mochte, in diesem Moment gab's doch einen Ruck in mir. Nie werde ich den Anblick vergessen. Alte wie Junge, wir alle, die doch dem grausen Senfamm täglich ins Auge schauon, die wir uns vor sämtlichen Teufeln der Welt nicht fürchten, wir alle waren klein, ganz klein. So standen wir da, den Helm in der Hand, den Blick demütig zur Erde gerandt. Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Geistlicher mit seinen Worten solch große Macht besitze. Und als er nun laut ausrief: „Sind wir denn nicht Brüder, erschuf uns denn nicht ein Gott, haben wir denn nicht einen Vater!“, da konnte sich keiner mehr halten, sie ließen alle der Natur freien Lauf und weinten — ich auch. . . . Der Gottesdienst ist aus, aber noch rücken wir nicht ab. Ein Oberst hält noch eine kurze, aber kernige Ansprache. Sie endet mit einem dreimaligen Hoch auf den Kaiser. Jeder nimmt sich vor, alles einzusehen, denn in wenigen Stunden ist der Sturm zum Sieg — vielleicht auch zum Fode. . . . Was wir geschworen, wir haben's gehalten. Die haave, über jedes Lob erhabene Infanterie (Preußen und Bayern), sie haben drei Gräben gestürmt und gehalten und werden's nimmer rausgeben. Aber auch die Artillerie trug mit ihren schweren Haubizen ihr Scherflein dazu bei. Denn die Gegenangriffe blieben unter dem prächtigen Sperfeuer liegen. Aber immer noch rollt der Donner der Kanonen; doch hoffen wir, daß wir bald Herr dieser heißumstrittenen Gegend werden. Das walte Gott!

Kämpfe bei Y . . . (Zens. Mz.) Geschrieben den 21. 2. 1916. Liebe Eltern und Geschwister! — — — Wir sind vor 4 Wochen von D . . . weggekommen und sind jetzt bei Y . . . Da sollte eine Höhe gestürmt werden, die noch von den Engländern besetzt war, weil wir da bis nach Y . . . hineinsehen können. Diesen Angriff will ich Euch einmal erzählen. Am 14., nachmittags 4½ Uhr, ging das Artillerief Feuer los auf den englischen Schützengraben. Der wurde so beschossen, daß sich die Engländer nicht mehr halten konnten und zurückgingen. Das war ein fürchterlicher Kanonendonner. Wir haben geschossen wie ein Wahnsinniger. Um 7 Uhr abends hat unsere Infanterie gestürmt ohne Verluste. Um 1 Uhr nachts war der Gegenangriff. Wie die Engländer aus ihrem Schützengraben gingen, gaben wir ein solches Schnellfeuer auf sie ab, daß die Infanterie fast garnicht zu schißen brauchte. Die Engländer hatten schwere Verluste. Die Höhe ist in unserem Besitz. Ich war vor zwei Tagen draußen in unserer Beobachtung. Da habe ich einmal durchs Scherenfernrohr gesehen. Da sah ich die toten Engländer 20 Meter vor unserem Schützengraben liegen. Ein Granatloch am andern. Der gestürmte Schützengraben ist vollständig zugeschoffen. Ihr könnt euch kein Bild machen, wie es hier aussieht. Die ganzen Dörfer sind alle zusammen geschossen. Dieser Tage haben die Engländer nach B. hineingeschossen, mit 80er Geschossen. Da sind die Leute fortgelaufen und haben geschrien. Ich war auch schon bald einmal von einer Granate getroffen worden. Ein Glück, es war ein Windgänger. Die Engländer haben während dieser Zeit schon mehrere Male angegriffen. Ihr werdet sicher in der Zeitung gelesen haben, bei Y. große Erfolge. Neues weiß ich sonst nicht mehr. Auf ein frohes Wiedersehen grüßt euch alle herzlich euer Willi.

Der Zensur im englischen Schützengraben. Für den militärischen Zensur ist es im Unterstand an der Front viel bequämlicher als im Bureau der großen Stadt — so meint wenigstens ein amerikanischer Kriegsberichterstatter, der den Zensurbetrieb in der englischen Kampflinie kennen gelernt hat. Mit der Kontrolle der abgehenden Posten ist dort meistens für den Abschnitt ein jüngerer Offizier betraut, und seine Arbeit geht ins Ungemessene. Denn Tommy ist sehr schreiblustig, und auf Ansichtskarten ist er geradezu versessen. Diese Ansichtskarten sind zumeist französisches Fabrikat; sie stellen sehr bewegte Szenen in sehr lebhaften Farben dar, und je bunter sie sind, um so besser gefallen sie dem englischen Krieger. Zumeist zeigen sie Soldaten, Soldaten in kühner Pose, Soldaten, die sich um eine wohlgehaltene und stark besetzte Dame drängen und erklären, daß sie „das Vaterland befreien“ werden. Unter eine Karte von der letzten Art hat ein Tommy geschrieben: „Diese Kizze — ich hoffe, diese Karte trifft Dich gesund an, wie ich es bin. Es ist eine französische Karte; die Unterschrift bedeutet: Lang lebe die Königin von Frankreich!“ Die zweite Art von Postkarten besteht hauptsächlich aus grünen Umschlägen; diese müssen versiegelte Briefe enthalten, die neben dem Siegel die Unterschrift des Absenders tragen und dessen eidlische Versicherung, daß in dem Brief nur Dinge geschrieben sind, die sich auf private oder Familienangelegenheiten beziehen. Hat ihnen hat der Zensur im allgemeinen die wenigste Arbeit. Er hat nur darüber zu wachen, daß nicht doch eine gewichtige Nachricht an irgend eine verdächtige Adresse durchgeschmuggelt wird, etwa an den Herausgeber einer Londoner Zeitung, der wahrscheinlich wenig Interesse für „private oder Familienangelegenheiten“ des schreibenden Tommy haben dürfte. Dann kommt als dritte Aufgabe das Eindringen in die Geheimnisse der unversiegelten Briefe. Hier kommt der Zensur schnell dahinter, daß die Soldaten in diesen Briefen manches mit der besten Absicht schreiben, es durch die Zensur ihren Vorgesetzten beizubringen. So etwa, wenn ein Gemeiner schreibt: „Wir haben in den letzten drei Wochen keinen Sold bekommen, aber die Offiziere werden ja wohl wissen, wo das Geld geblieben ist.“ Auffällig ist die große Zahl von Liebesbriefen aus der Front, mit dem Tommy sehr oft mehr als eine Liebe frequentiert. So lautete der Schluß eines Schreibens, das sich sonst durch eine fast glühend heiße Liebe auszeichnete, kurz und bündig: „Und nun Schluß, liebe Käte, ich muß noch an ein anders Mädel schreiben.“

Die neuesten Frühjahrs-Jackets zeigen eine Mannigfaltigkeit der Formen, die in Erstaussehen versetzt. Neben schlichten, halblangen Jackets mit durchgehendem Vorderteil, offen und geschlossen zu tragen, im Rücken mit leichtem Wellenschlag, unter breitem Gürtel, der nur bis zur Seitennaht reicht, zeigen sich andere, deren das Schößchen ziemlich glodig ausfallend, ringsum mit oder ohne Gürtelabschluß angelegt ist. Wieder andere zeigen im Rücken Schöße, die in zwei gegenseitige Falten gelegt sind und entweder durch Steppnaht oder durch Knöpfe niedergehalten werden. Auch der dem Schößchen direkt in Taillenhöhe mit Steppnaht aufgesetzte Rücken ist wieder hochmodern. Auch hier entweder durch Knöpfe oder aufgestickte „Seidenfliegen“ und imitiertes Knopfloch gehalten und verziert. Jugendliche Formen zeigen in der Taille eingereichte Rückenteile, über denen quer herüber bis zur Seitennaht entweder zweifingerbreite, etwas entfernt voneinander aufgesetzte Stoffpangen bis zur Seitennaht den Gürtel markieren, oder ringsherum gehend vorn in Taillenhöhe mit glücklichen Schmalen in weitem, gelbem oder schwarzem Metall geschlossen werden. Allen diesen Formen ist das eine gemeinsam, daß sie völlig anliegen und knapp auf Taille gearbeitet sind. Das gerade Gegenteil ist eine außerordentlich flotte Sackjacke, deren gerade vordere und Rückenteile nur in der Taille leicht gekrümmt sind und am Armel, rings um den kurzen Gadenrand sowie Aufschlägen und vorn effenstehenden Stehumslegtragen, sauberen Dressenbesatz in zwei oder drei verschiedenen Breiten aufweisen. Den Schluß vermitteln Schnurensen und mittelgroße, schwarze Angelnknöpfe; sie werden vorzugsweise in Schwarz, Dunkelblau und Braun und vereinzelt in lehmfarbigem Strapazierstoff getragen. Die Ärmel sind der ziemlich breiten Schulter vollkommen eingeseht und erweitern sich nach unten leicht glodig. Vereinzelt sind sie auch über dem Handgelenk in zwei bis drei Falten eingeeengt und werden mit Stoffstreifen und -schmalen gefaltet.